

Verantwortl. Redakteur: H. D. Köpfer in Stettin.
Verleger und Drucker: H. Großmann in Stettin, Kirchplatz 3-4.

Bezugspreis: in Stettin monatlich 50 Pf., in Deutschland 2 M.
vierteljährlich; durch den Briefträger ins Haus gebracht
kostet das Blatt 50 Pf. mehr.

Anzeigen: die Zeitungs- oder deren Raum im Morgenblatt
15 Pf., im Abendblatt und Reflamen 30 Pf.

Deutschland.

Berlin, 17. Mai. Der Wahlauspruch des
Zentrums ist noch immer nicht erschienen. Die
„Germania“ spricht sich über die Gründe der Ver-
zögerung folgendermaßen aus:

„Wie unsere Leser wissen, ist der Wahlauspruch
des Zentrums in der Weise zu Stande gekommen,
daß in den Fraktionskämpfen am Freitag, den
5. Mai, Abends und am Sonnabend, den 6. Mai,
Morgens, zuerst die allgemeinen Gesichtspunkte
besprochen und beschlossen wurden und dann der
wichtigste Teil des Auspruchs, die Militärfrage,
auch im Einzelnen beraten und im Wortlaut
festgelegt wurde, von der ganzen Fraktion. Die
Fassung der übrigen besprochenen Punkte des Aus-
spruchs und die Unterzeichnung wurde, wie unsere
Leser ebenfalls wissen, dem Fraktionsvorsitzenden
überlassen, aus dem wegen der Fassung des von
der Fraktion festgestellten Teils (Militärfrage)
die Herren Abgeordneten Graf Ballestrem, Frei-
herr v. Huene und Dr. Porck am Sonnabend
austraten. Der Vorstand hat dann am Son-
ntag, den 7. Mai, Nachmittags, den ganzen Wort-
laut festgelegt, das Altenteil ist darauf in Ab-
schritten an einige Vorstandsmitglieder, die nach
der Auflösung des Reichstags (6. Mai) abtreten
müßten, verhandelt worden, von ihnen sollten dann
die Altenteile beim Vorstehen der Zentrums-
fraktion Herrn Grafen Dompf einlaufen und
von dort, was also jetzt jeden Augenblick zu er-
warten steht, veröffentlicht werden.“

Das „B. Z.“ bemerkt hierzu: Merkwürdig,
wie lange Zeit die von Berlin abwesenden Vor-
standsmitglieder gebraucht haben, um ihren Aus-
spruch unter ein im Wortlaut feststehendes Schrift-
stück zu setzen. Sollten nicht vielleicht doch noch
nachträglich sich bei einigen derselben Bedenken
eingestellt haben? Wir halten das nicht für aus-
geschlossen, da die ultramontane Wählerkraft
durchaus nicht überall streng an dem Kieberten
Standpunkte festhalten will. In Schlesien scheint
sogar, wie der „Schl. Volksztg.“ geschrieben wird,
die Ansicht die Oberhand zu gewinnen, daß das
Zentrumskandidaten bezüglich ihrer Stellung zur
Militärfrage keine bindenden Zusagen abver-
langt werden dürfen. Diese Strömung soll denn
auch in dem Wahlauspruch nach weiteren Mitthei-
lungen der „Germania“ ihren Ausdruck gefunden
haben; nur würde nach dem Wortlaut kein An-
hänger des Regierungsentwurfs oder des Ein-
trages Huene gewählt werden können. Im Ein-
zelnen wird den Kandidaten Spielraum gelassen,
nur im Wesentlichen wird der Standpunkt fest-
gehalten, die Kompensationen der zweijährigen
Dienstzeit innerhalb der jetzigen Präsenzstärke zu
bewilligen. Am Wesentlichen! Ein recht dehn-
barer Begriff.

Für die Stimmung im kirchlichen Lager
ist es bezeichnend, daß auch in der Gruppe von
Christoph, die am 6. Mai gegen den Vermitt-
lungsvorschlag des Freiherrn von Huene gestimmt
haben, die Parlamentarität zumutet. Dem
Vertreter des ersten oberpfälzischen Wahlkreises,
Grafen v. Walderdorff, der die Wiederannahme
eines Mandats abgelehnt, sind die bis herigen Ab-
geordneten Graf Hohenhausen und Freiherr von
Went nachgefolgt. Bemerkenswerth vielleicht,
ist noch, daß auch in den „bürgerlich“ vertretenen
Wahlkreisen die Neigung für eine Verständigung
mit der Regierung in der Militärfrage im Zu-
nehmen begriffen ist. Im Kreis Wahlkreis hat
Christoph, der selbst gegen den Hueneischen
Antrag gestimmt hat, seine Wähler ersucht, ihn
im Falle einer Wiederwahl nicht auf eine be-

stimmte Zahl für die Bemessung der Präsenz-
stärke verpflichten zu wollen. Und im hohen-
zollernschen Wahlkreis haben die Wähler selbst
erklärt, daß dem Kandidaten freie Hand in der
Behandlung der Militärfrage gelassen werden
müsse. Vertreter dieses Wahlkreises war bisher
der Amtsgerichtsrath Graf, den die „Germania“
als das Muster eines pflichtgetreuen Ultramonta-
nen hinstellt, weil er, seine Kur unterbrechend,
von Gries bei Bozen herbeigekommen war, um gegen
den Antrag Huene zu stimmen. Im Sinne
seiner Wähler scheint er dabei nicht gehandelt zu
haben, sondern nur nach dem Wunsche Kieberts,
dem sich immer mehr Anhänger erschließen, durch
neue Männer von dem Schlage der Lenkung, Fusa-
gel und Genossen die Partei zu rekonstruieren
und zu einer Phalanx des „Mittelpreussentums“
zu machen.

In Kolmar in Posen hat am 14. d. Mts.
in einer Versammlung der Kreisabtheilung
Kolmar-Garnison-Bezirks des „Bundes der Land-
wirthe“ Regierungspräsident v. Colmar-Meyenburg
in einer längeren Rede empfohlen, einen Mann zu
wählen, welcher gegen die Handelsverträge und
die Goldwährung, aber für die Militärfrage
sei und namentlich die Interessen der Landwirthe
verrete. Herr v. Colmar wurde darauf zum
Kandidaten proklamiert. Für einen Regierungs-
beamten, bemerkt dazu die „Pos. Ztg.“, ist dies
Programm, das sich theilweise direkt gegen die
Regierungspolitik richtet, ein etwas (sehr) sonder-
bares.

Wie aus Graudenz gemeldet wird, hat
der Kaiser dem dort benachbarten Ort Burg
Walch zum Kirchbau 25 000 M. überwiesen.
Die königliche Kasse hat daselbst im Jahre 1892
gewährt. Ferner wird gemeldet, daß der Kaiser im
September die Gegenbesuche und die Graudenz-
Joris beabsichtigt werden.

Bei Beginn der Bäder Saison richtet der
„Sonettar“, Zeitschrift für Eigenheimreform,
folgende wohl aufzunehmende Fragen an den
preussischen Eisenbahnminister: „1. Warum ist es
gestartet, zwar nach Kosten billig zu einem Bade-
aufenthalt zu fahren, nicht aber nach Hause zu
fahren? 2. Warum darf man zwar billig eine Badereise
nach Warmbrunn machen, aber beileibe keine
nach Wildungen? Was hat Wildungen ge-
gangen, daß die armen Kranken nicht auch dort
zu billiger Reise fahren dürfen? 3. Warum darf man
nach dem Bade Kalberg bei Elbing nur unter
der Bedingung billig reisen, daß man sich dabei
vom Amtsvorsteher eine schriftliche Bescheinigung
ausstellen läßt, daß man auch dazwischen sei, um
genau wie früher die wackeren Handwerker
sich ihr Bäderbad vom Dorfherren
erwerben lassen müßten, wovon eine solche Be-
scheinigung in keinem anderen preussischen Bade-
ort, nach dem es billige Sommerarten giebt,
ausgestellt ist? Welche ganz absonderlichen Eigen-
schaften besitzt das Seebad Kalberg, die eine der-
artige polizeiliche, peinliche Bewilligung er-
fordern? 4. Was haben Eure Excellenz dem
„Licht“ z. B. gegen das von so vielen Seiten
auch für ein nützliches Bad gepriesene Wiesbaden?
Warum betreiben Eure Excellenz nicht, nach diesem
Bade ebenso gut billige Sommerarten auszu-
bilden, wie z. B. nach den weltberühmten
Stamm, Stolpmünde, Geyren, Samsberg
u. s. w.“

Oesterreich-Ungarn.

Wien, 16. Mai. Nachdem die allgemeine
Studentenversammlung, welche hier morgen wegen
des Verbotes der Aufnahme jüdischer Defere-

offiziere und Einjähriger an studentischen Ver-
bindungen stattfinden sollte, von der Polizei ver-
boten wurde, beschloß die Vertrauensmänner-
Versammlung unter Beiziehung geistlicher und
ungarischer Studenten die Abwendung einer gegen
die Verfügung der Militärbehörde sich richtenden
Petition an die Delegation und das Abgeordneten-
haus. Der Rektor der Universität wird ersucht
werden, diese Petition bei den Professoren zu be-
fördern; sollte er dies ablehnen, so wollen auch die
hiesigen Studenten streifen und den Vor-
lesungen fernbleiben. Das Vorgehen der Inns-
brucker Studenten wird von den hiesigen allgemein
gebilligt.

Wien, 16. Mai. Der Erzherzog Franz
Ferdinand ist in bestem Wohlbefinden in Syon-
eintreffend, woselbst er einen achtstägigen Aufent-
halt nimmt.

Der Großherzog von Hessen fuhr heute Vor-
mittag im Ministerium des Auswärtigen vor
und ließ für den Grafen Kalnoky, welcher zum
Vortrage beim Kaiser berufen war, seine Karte
zurück.

Frankreich.

Allelei Hofgeheimnisse weiß man in Paris
ganz genau und plaudert sie munter aus, ganz
so gelegentlich, als ob sie wirklich — wahr
wären. So hat der „Gaulois“ von Abbanungs-
geheimnissen der Königin von England erfahren,
von denen nicht einmal die Minister, sondern nur die
Personen der nächsten Umgebung der Monarchin
etwas wissen. Neben Befürchtungen über
ihren Gesundheitszustand soll die Königin von
Sorgen über die Lage Europas beunruhigt wer-
den, an denen Kaiser Wilhelm einigen Antheil
habe. Größt habe er seine königliche Groß-
mutter in Florenz nicht besucht, und dann habe
er sie — man denke! — wieder hinsichtlich der
belgischen Verhältnisse, noch bezüglich seiner Reise
nach Rom, noch bezüglich der Auflösung des
Reichstags zu Rathe gezogen. Dagegen nun die
Abbanungsgeheimnisse. Falls der Prinz von Wales
den Thron bestiege, würde natürlich die auswärti-
ge Politik Englands viel weniger gebunden sein
als heute — so meint der „Gaulois“ wenigstens.
Den Boulevard geht eben nichts von dem,
was in verschwiegener Stille in königlichen Ge-
machern und in den geheimen Kammern der
Kabinette geflüstert oder auch — nicht geflüstert
wird!

Paris, 16. Mai. Wenn man dem „In-
transigent“ glauben darf — es gehört allerdings
an kräftiger Glaube dazu —, so wird Cornelius
Herz, der Mittelpunkt des Panama-Scandals,
bald wieder von sich reden machen. Der Kranke
von Bournemouth, so schreibt Henri Rochefort
in seinem Blatte, hat vor vier Tagen der französi-
schen Regierung wissen lassen, daß er der Kran-
ken-Kommode müde und gestützt auf die in
seiner Kiste befindlichen Dokumente, die zwanzig
Jahre ausreichen, die Hälfte der Mitglieder
vorher klammern zu werden, seine Bedingungen
vorzuschreiben gewillt sei. Diese Bedingungen
waren die folgenden: Zunächst solle die Familie
Hernandez angehalten werden, bei dem Liquidator
dazu zu wirken, daß dieser die Klage gegen Cor-
nelius Herz wegen Mißgabe einer Million fallen
lasse und sich zu einer freundschaftlichen Verant-
wortung begabe. Ferner solle die Beschlagnahme
der Vermögensgegenstände des Cornelius Herz in Paris
verfallen sein, alsbald aufgehoben werden. End-
lich solle die Auslieferungsgesetzgebung, die man
schon zu drei Vierteln aufgehoben, vollständig
fallen gelassen werden. Man sieht, fährt Henri

Rochefort fort, daß die Forderungen des Pando-
Gefangenen nicht klein sind. Er hat aber eine
noch wichtigere, auf die er den größten Werth
legt: daß nämlich ein Mitglied des früheren Mini-
steriums, sei es Herr Ribot, sei es Herr Bour-
geois, sei es schließlich Herr Clemenceau
in öffentlicher Rede der Dienste Erwähnung thue,
die Cornelius Herz der Wissenschaft und der
französischen Nation geleistet habe. Herr Rochefort
getraut sich, vorauszusetzen, daß die Ange-
legenheit noch vor Ablauf von vierzehn Tagen
zur vollständigen Befriedigung des Cornelius Herz
beigelegt sein wird. — Es gehört, wie gesagt, ein
starker Glaube dazu, um die Worte Rochefort's
ernst zu nehmen.

Präsident Carnot befindet sich auf dem Wege
entschiedener Besserung. Das Uebel, an
welchem er erkrankt war, erfordert nur noch eine
zwei- bis dreitägige Ruhe.

Der Vorkämpfer Graf Münster ist heute hier
wieder eingetroffen.

Der Import in den ersten vier Monaten des
laufenden Jahres betrug 1359 Millionen gegen
1800 Millionen des Vorjahres, der Export be-
trug 1132 Millionen gegen 1102 Millionen im
Vorjahre.

Die Sistierung aller Beurteilungen bei den
Truppen an der Ostgrenze ist vom „Temps“ als
durchaus unbegründet bezeichnet worden. Nach
dem „Echo de Paris“ wäre nur vor dem 1. Mai
eine solche Maßnahme und zwar allgemein in der
Armee getroffen worden. Die Grenzkörper wie
die übrigen Armeekorps würden zu den Pfingst-
tagen reichlich mit Urlaub bedacht werden. Wie
aus guter Quelle verlautet, ist aber doch etwas
an der vom „Temps“ so entschieden dementirten
Nachricht gewesen. Am Himmelfahrtstage sollen
auch ausfallend wenig Militärlaube, aus den
Grenzbereichen gar keine nach Paris gekommen
sein, während sie sonst an diesem Tage recht zahl-
reich waren. Wahrscheinlich ist die Einstellung
der Urlaubsbewilligungen inzwischen wieder auf-
gehoben; sie soll übrigens im Ministerrath be-
schlossen worden sein.

Italien.

Rom, 16. Mai. Der Papst hat den
Nuntius Aglardi in München zum Nuntius in
Wien und den Sekretär der Propaganda, Mgr.
Muti, zum Nuntius in München ernannt.

Schweden und Norwegen.

Christiania, 13. Mai. Während der
Schluß des schwedischen Reichstags den Mit-
gliedern dieser Körperschaft nach einer recht an-
strengenden Session Ferien gebracht hat, befinden
sich die Politiker dießseits der Kolen stets in voller
Thätigkeit, und die Pläne, welche von Seiten
der radikalen Opposition geäußert werden, deuten
nicht darauf hin, daß die Vorkämpfer dieser
Sache zu bald den Freuden des Familienlebens zu-
gehen können. Das Antik-Organ „Christiana-
Dagblad“ brachte gestern einen Artikel, in welchem
durchgreifende Vorschläge zur Erreichung einer
weiteren Kontrolle der Regierungsmassnahmen
unter der gegenwärtigen Kräfte in Aussicht gestellt
werden. Es handelt sich hierbei in erster Linie
um die militärischen Kommando-Sachen, welche
regelmäßig direkt der Königsmacht unterstellt sind.
Die Veranlassung hat die Ausrichtung mehrerer
Kanonen- und Lörpoboots gegeben, welche in
Porten unter Dampf lagen, um, wie es hieß,
unbemerkt nach Christiania zu gehen. Die
Presse gab alsbald dem Geanten Raum,
daß die Anwendung von Waffenmacht unter den

kritischen Verhältnissen beabsichtigt werde. „Dag-
bladet“ schreibt, daß derartige militärische
Drohungen, die „einen Mißtrauen erregenden
Charakter haben“, beschloffen und beobachtet werden,
ohne daß jemand eine gezielte Verantwortung
für dieselben trüge. (?) Das Blatt meint daher,
daß es erforderlich sei, eine dem Lande mehr
Sicherheit gewährende Leitung der militärischen
Sachen zu schaffen und will, einer Regierung
gegenüber, welche „dem Mißtrauensboom des
Storchings zum Trost sitzen bleibt“, folgendes
Radikalmittel zur Anwendung gebracht wissen:
Wenn der gegenwärtigen Regierung nicht dieselben
Mittel zur Verfügung gestellt werden dürfen, wie
einer wirklich norwegischen Regierung, so bleibt
dem Storching selbstredend nichts anderes übrig,
als die Mittel zu verweigern, oder aber die Mittel
unter der Bedingung zu bewilligen, daß sie allein
mit Genehmigung und unter Kontrolle einer
parlamentarischen Kommission verwendet werden.
Eine solche Bedingung sei vollkommen ge-
recht. Und das Volk werde Grund haben, mit derselben
zufrieden zu sein. Materielle Interessen würden
darunter nicht leiden, und das Volk würde dagegen
geschützt sein, daß die Staatsmittel keine unnütze
und schädliche Verwendung fänden. Die Stellung,
welche „Dagbladet“ als Organ der radikalen
Einflussnahme einnimmt, giebt diesem Rezept den
Charakter von etwas mehr als einer politischen
Spekulation. Man kann sich daher darauf gefaßt
machen, daß diese Anstalten alsbald im
Storchingsdaße ihr Echo finden werden.

Für die Montagsfassung des Storchings ist
der Vorschlag, betreffend die Herabsetzung der
königlichen Pfanzen, auf die Tagesordnung gesetzt.
Derselbe geht dahin, von der Pfanze des Königs
80 000 Kronen und von derjenigen des Kron-
prinzen 50 000 Kronen abzuführen. Man er-
wartet indeß, daß die Verhandlungen ansgesetzt
werden.

Großbritannien und Irland.

O London, 15. Mai. Die Insurrektion,
welche in Nicaragua ausgebrochen ist und über
welche die Depeschen aus New York im Allge-
meinen sehr obskure Nachrichten bringen, errei-
cht nicht, einige europäische Interessen zu streifen.

Unter den Republikanern Zentral-Amerikas,
welche auf dem schmalen Nord- und Süd-Amerika
verbindenden Kontinent liegen, hat Nicaragua, ob-
wohl seine Bevölkerung kaum drei Mal 1500 0
Seelen übersteigt, seit der Einstellung der Ar-
beiten des Panamakanals am allermeisten die
Aufmerksamkeit der amerikanischen und europäi-
schen Staaten auf sich gelenkt. Bekanntlich
haben die Vereinigten Staaten, welche viel Inter-
esse daran hatten, den Durchfluß von Panama
und die Ausbeutung des Kanals durch Europa
zu verhindern, angefangen, schon vor dem Zusam-
menbruch des Panamainternemens das Unter-
nehmen einer amerikanischen Kompanie zu begün-
stigen und zu unterstützen, welche konstituiert wor-
den war, um im Norden von Kolumbien, in
Nicaragua, den Kanal zu bauen, der den atlanti-
schen Ozean mit dem stillen Ozean verbinden
sollte.

Eine Kompanie des Kanals durch Nicara-
gua hat durch die Regierung und das Parlament
der Vereinigten Staaten die Ermächtigung er-
halten und die Durchfließarbeiten haben be-
gonnen. Diefelben werden sehr eifrig betrieben,
besonders seitdem der Ruin der Panamagesell-
schaft die Verwirklichung des riesigen Projekts
so problematisch gemacht hat.

Das sind in Bezug auf das Kanalunterneh-

Senielsen.

Die Eröffnung der kolumbischen Weltausstellung.

Chicago, 1. Mai.

Auch der erste des „Wonnemoms“ begann
wie seine Vorgänger im April: dicke Nebel hingen
über der Stadt und es regnete wie aus Kübeln.
Trotzdem fing bereits in den frühesten Morgen-
stunden der Ausbruch nach der „World's Fair“
an, und um 8 Uhr wimmelte das Gelände —
nach mehrtägigem Regen ein Schmutzfeld in des
Wortes schlimmster Bedeutung — schon von nach
Tausenden zählenden Menschenmassen, die sich um
ablässig vermehrenden Eisenbahn, Hochbahn, Ex-
pressbahn, Omnibusse, vierstellige mail coaches
Säbe und Dampfboote aller Art entluden ihren
lebendigen Inhalt an den Pforten, und nicht
gering war auch die Zahl derer, so da auf
Schiffen nach Europa und ihren Lebens-
unterhalt in jenen nicht zu verkennenden Packeten
mit sich führten, welche man in einigen Gegenden
unseres lieben Vaterlandes mit dem mehr deut-
lichen als schönen Namen „Freiherren“ zu be-
zeichnen pflegt. Ueber den Festlichkeiten ruhte
auch ein geheimnisvoller Schleier. So nach der
Witterung, so wurde uns amtlich eröffnet, würden
die „Opening Ceremonies“ entweder auf der
riesenhafte, vor dem Staatsgebäude errichtete
Tribüne oder aber in der Rotunde des Palastes
stattfinden. Ein Regiment von Negern war eben
damit beschäftigt, die letztere zu waschen und zu
putzen. Die erste Lesung des Tages hieß also:
warten. Je weiter die Uhr aber vorrückte, desto
verheißungsvoller wurde das Wetter. Der Regen
hörte auf, und das liebe Schmutzfeld machte immer
neue Versuche, durch den Nebelschleier zu dringen,
welcher die Kuppeln und Thürme der „weißen
Märchenstadt“ von Ausstellungspalästen umhüllte.
Gegen 9 Uhr hieß es: Tribüne, und die Vertreter
der öffentlichen Meinung wurden von den Zere-
monienmeistern auf ihre Plätze geführt. Punkt
10 Uhr sollten die Festlichkeiten beginnen.

Vor dem Staatsgebäude erhob sich in meh-
reren Stockwerken, zu welchen Treppen von innen
und außen hinaufführten, eine gewaltige Tribüne,
auf welcher die Ehrengäste der Vereinigten Staaten,
viele Tausende an der Zahl, untergebracht werden
sollten. Die Tribüne enthielt oben in einer breiten
Plattform, auf welcher ein mit dem Stern-
banner umhüllter Tisch und eine Reihe von leber-
bezogenen Sesseln standen, darunter ein Groß-
vaterstuhl, in welchem eine ganze Familie hätte
Platz finden können: offenbar der Thron für den
Präsidenten. Auf dem Tische stand ein mit braun-
rotem Sammet überzogenes Kissen, dessen Deckel
weiß zuleist und einen goldenen Knopf bildete. Von
der Tribüne aus hatte der Beobachter einen weiten
Umblick über kuppelgekrönte Paläste, von stufen-

zählenden belebte Lagunen und breite Straßen,
das alles alles wimmelte von Menschen, wie ich
es nie zuvor in gleichem Umfange gesehen hatte.
Kopf an Kopf drängten sie sich auf allen Plätzen
und Straßen, die einen Blick auf die Tribüne
gestatteten; Kopf an Kopf standen sie auf den
Dächern und Vorprüngen der Gebäude, auf allen
Balkonen und Ballustraden; ja, selbst die Statuen-
gruppen in schwindelhafter Höhe mußten als Sitz-
plätze für Schaulustige dienen.

Langsam füllten sich die Tribünen mit Gästen
aus aller Herren Ländern. Damen in großer
Zahl, deren Pelzmantel einen drolligen Gegen-
satz zu den hohen Blumenbüscheln bildeten, die
auf ihren breiträndigen Sommerhüten trugen;
Herren im Zylinder, Herren im Fetz und in chine-
sischen Mägen; Diplomatenfräule und Militär-
uniformen der verschiedensten Art; Degen in allen
Größen und Farben. Jeder suchte seinen Platz,
richtete sich auf dem von der Masse durchweichten
Polstern, so gut er kann, und wartet in Ge-
duld der Dinge, die da kommen sollen. Auf ein-
mal ein ohrzerreißendes, nervenerschütterndes Ge-
schrei, Geheiß, Geheiß, untermischt mit gelbem
Hup, Hup, Hurraay-Hupen, ein wahres Gekrüll der
Hölle. Um Gotteswillen, was gilt diese feind-
liche Kundgebung? Feindlich? Im Gegentheil,
das ist nur der Ausdruck höchsten amerikanischen
Beifalls! Sehen Sie dort die sechs Herren mit
den hohen Stiefeln, den langen gelb- und rotge-
streiften Westen und den niedrigen schwarzen
Hüten mit roten Puffen, wie sie die Schwarz-
walderinnen im Kesseltal tragen? Das ist die
forenaische Gesellschaft, und das Geheiß, welches
Sie eben ersahret, war nichts anderes als die
Begrüßung, welche das Volk diesen ergriffen
Vordenkern angedeihen ließ. Mit gleicher
Freudigkeit werden auch die bekannten ameri-
kanischen Staatsmänner begrüßt, die jetzt nach und
nach Platz nehmen: Senatoren, Ausstellungs-
kommissare, und dergleichen. Selbst Buffalo Bill,
der in seinem bekannten grauen Schlapphut er-
scheint, heimst ein ganz hübsches Gebrüll ein;
auch er gehört offenbar unter die „prominenten“
Persönlichkeiten. Der hübsche Reiter nimmt unter
aus auf der Tribüne der Presse Platz und be-
reichert dieselbe um eine sehr charakteristische
Figur. Aber auch eine er erschien, welche es nicht
an solchen. Die amerikanische Presse war näm-
lich durch eine ganze Reihe von Damen vertreten
und ich muß sagen, daß diese ladies reporters
einen sehr guten journalistischen Eindruck machten:
ganz geschäftsmäßig richteten sie sich auf ihren
Plätzen ein, schrieben ihre Eindrücke nieder und
bereiteten ihre Telegramme vor. Dabei waren
sie alle sehr einfach, aber geschmackvoll und prak-
tisch angezogen und machten überhaupt nach
unser europäischen Begriffen einen vollkommen
„hansbischen“ Eindruck. Im Uebrigen waren auf
der Tribüne die Zeitungen aller Länder vertreten;
neben amerikanischen, deutschen, englischen und
französischen Journalisten fehlten auch die Malayen
nicht, und selbst ein Negers — ein alter Herr mit

weißem Haar und Schnurrbart — schwang
eifrig den Reporterbleistift.

Untereinander veranm Vierterstunde auf Viertel-
stunde; jezt Uhr war langst vorüber; die Menge,
die schon funkenlang wartete, wurde ungeduldig
und drangte nach den Tribünen vor, wurde aber
von den Soldaten der kolumbischen Garde, die
eine dünne Postenkette um das Staatsgebäude
bildete, ohne sonderliche Mühe zurückgehalten.
Hier und da wurde ein im Gedränge ohnmächtig
Gewordener auf einem kleinen Krankenträger, der
in weißem Felde das rote Kreuz aufwies, vom
Kampfbühne entfernt, ein paar Mal auch einige
verdrängt ansiehende Individuen abgeführt, die
anscheinend im Gemüth freie Ränke getrieben
hatten. Jeder solcher Zwischenfälle belebte die
Stimmung wieder etwas, im Uebrigen aber
blieben Ungeheiß und Mühsal immer höher.
Daß sämtliche anwesende Deutsche nacheinander
den „Witz“ machten, Pünktlichkeit sei die Höflich-
keit der Könige, müsse also von den Republik-
präsidenten in Anspruch genommen, ist selbstverständlich.
Ob die Franzosen, denen der Anspruch doch
ursprünglich gehört, sich heute auch seiner be-
dieneten, habe ich nicht verstanden; unter der
Republik mögen sie ihn inzwischen verfallen
haben. Einige Deutsche brachten ihn aber dafür
sogar zweimal vor: ein Beweis, daß langes
Warten schließlich jedes Menschengefühl erodiert.

Auf ein Mal, 11 Uhr 10 Minuten, das in-
fernalische Geheul von früher in zehnmaliger, fünf-
zigfacher, hundertfacher Verstärkung. Präsident
Cleveland in einem langen schwarzen Ueberzieher
mit Sammetrand, den Zylinderhut auf dem
Kopfe, erhebt und setzt sich in seinen Großvater-
stuhl, hinter ihm der Herzog von Veragua in
Admirals-Uniform mit einem blauweißen Groß-
busch und einem federbesetzten Dreimaster. Die
herzogliche Familie, die Mitglieder der obersten
Ausstellungsbehörde, Gouverneur Albigel und Bürger-
meister Harrison gruppieren sich um den Prä-
sidenten. Der Generaldirektor der Ausstellung,
Herr Davis, ein stämmiger Mann mit langem
grauem Spitzbart, tritt vor und schwenkt seinen
Hut; ein Orchester von zweihundert ansehnlichen
Musikern, in welchem die Streichinstrumente ob-
wiegen, stimmt den von John R. Kane kom-
ponierten Jubiläumsmarsch an. Aber die Töne
verfliegen trotz ihrer Macht in der unendlichen
Weite, und während man auf den Tribünen noch
hier und da eine Melodie unterbeißt, vernimmt
das barbare Volk nur an den Bewegungen der
Künstler wahrzunehmen, daß sie spielen. Trotz-
dem belohnt natürlich unendliches Freudengeheul
die Aufführung, nach deren Schluß ein alter wü-
tiger Herr in schwarzer Kleidung, dessen Cha-
rakterkopf durch seinen langen grauen Bart ein
besonders markiges Gepräge erhält, Dr. Theol. W.
D. Milburn, ein langes Gebet spricht. Dasselbe
bleibt für die überwiegende Mehrzahl aller An-
wesenden ebenso unverständlich, wie ein langes
Gebet — The Prophecy von W. D. Croft —
welches von Miss Jessie Conthorn, einer städtischen

Dame in schwarzem Seidenkleide mit bunten
Blumensträußen an Hut und Busen, mit sehr
lebhaftem Gesichtsausdruck vorgetragen wurde.

Die Menge, welche schon durch das lange
Warten ungeduldig und mude geworden war,
drangte unterdessen, theils um etwas von den
Neben zu hören, theils um sich Sitzplätze zu er-
bitten, theils auch weil sie von ihren Hinterleuten
gehalten und gestoben wurde, immer lebhafter
auf die Tribünen zu, hauptsächlich auf die beiden
untern zu führen des Präsidenten, auf welchen
die Mitglieder der Presse untergebracht waren.
Auf der einen Seite gelang es der kolumbischen
Garde, den Anprall gleich beim ersten Mal
zurückzuweisen. Auf der andern aber erwiesen sich
die Kosten als zu schwach, die Zuschauer —
Männer, Frauen und Kinder — kletterten über
die Schranken und auf die Bänke und Tische der
Berichterstatter, die dadurch genötigt wurden,
auch selbst auf die Tische zu steigen, wenn sie
nicht niedergetreten werden wollten. Es ent-
wickelte sich eine sehr häßliche Scene. Während
oben auf der Plattform die Duertiere zu
Bagners „Rien!“ geipelt wurde, Generaldirektor
Davis den Präsidenten der Republik begrüßte und
Grover Cleveland antwortete, kämpften unten die
Garden, die blank geputzt hatten, mit dem von
hinten gedrängten und deshalb seinerseits wieder
vorwärtstreibenden Volke. Der Zeremonienmeister
war auf die Schranke zwischen Prätribüne und
Zuschauern geklettert und beschwor dort die
Leute aufs eindringlichste, zurückzuweichen. Die
bedrängten Berichterstatter riefen die Garden
um Hilfe an und diese thaten auch alles, was in
ihren Kräften stand, vermochten aber natürlich
gegen die ungeheure Ueberzahl nichts auszurichten.
Die Tribüne wurde erobert, die Berichterstatter
auf geräthet im vollen Sinne des Wortes
zwischen zwei Feuer. Während man ihnen von
der einen Seite ihre Plätze mit Gewalt nahm,
wurden sie auf der andern Seite von den Garden
zurückgeworfen, als sie, um sich in Sicherheit zu
bringen, auf die nächsthöhere Tribüne kletterten
wollten. Der Berichterstatter der „Neuen Freien
Presse“ wurde bei dieser Gelegenheit sogar ver-
haftet und abgeführt!

Dieser häßliche Kampf nahm immer an
Ausdehnung zu; nacheinander brachen die Schran-
ken und die Tische und Bänke unter der Ueber-
last der Personen zusammen, die da im Gemüth
mit einander rangen. Kinder schrien, Frauen
fielen in Ohnmacht, es war ein abscheuliches
Durcheinander. Nur einem glücklichen Zufall ist
es zuzuschreiben, daß dabei, wenigstens soweit in
der Gasse zu ermitteln war, niemand verletzt wor-
den ist. Es war aber eine gefährliche Lage, und
wenn etwa in diesem Augenblick unter der Menge
irgend eine Panik ausgebrochen wäre, so hätte
namenloses Unglück entstehen müssen: wir wären
alle zu drei zerquetscht worden. Die Leute
waren ganz gutartig und drängten nur deshalb
auf die Tribünen zu, weil sie von ihren Hinter-
leuten vorgestoßen wurden. Auch die Garden

thaten ihre Pflicht, und selbst mehr als das. Der
Fehler lag in der Organisation: anstatt einer
dünnen Postenkette hätte man eine starke Truppen-
abtheilung aufstellen müssen. Ein glücklicher Zu-
fall brachte schließlich die immer kritischer werdende
Lage wieder in Ordnung. Präsident Cleveland
drückte, indem er die kolumbische Weltausstellung
des Jahres 1893 zur Feier der Entdeckung
Amerikas für eröffnet erklärte, auf den elektrischen
Knopf des Kaisers auf seinem Tische — und
in diesem Augenblick gingen mehr als tausend
Lampen gleichzeitig in die Höhe, Taubenwägen
wurden aufgelassen, die graue Umhüllung der
goldglänzenden Statue der Republik fiel, alle
Springbrunnen sandten ihre Wasserstrahlen in
die Höhe, die Glocken läuteten, die Kanonen
donnerten, die Musik spielte, alles Volk stand wie
ein Mann, schwenkte die Hüte und rief Hoch
und Hurrah. Ein wirklich großartiger, ein über-
wältigender Augenblick, den niemand, so ihn er-
lebt hat, jemals zu vergessen im Stande sein
wird.

Genau um 1 Uhr war die Eröffnung erfolgt.
Langsam verließ sich die Menge und zerstreute sich
auf dem weiten Felde, das den ganzen Nachmit-
tag über trotz seiner riesenhaften Ausdehnung so
gleichmäßig besetzt blieb, daß man nur mit Mühe
durchkommen konnte. Präsident Cleveland machte,
von den kolumbischen Gärten geleitet, eine Rund-
fahrt. In der deutschen Abtheilung der manufac-
turing hall, des großen Industriegebäudes, wurde
er von dem deutschen Reichskommissar Geb. Re-
gierungsrath Bermuth empfangen, der in Gala-
Uniform an der Spitze seiner Beamten und einer
Reihe sonstiger deutscher Vertreter der Wissen-
schaft, Kunst, Industrie und Presse erschienen
war. Der Präsident unterhielt sich aufs freund-
lichste mit Geheimrath Bermuth und drückte ihm
seine Anerkennung über die bereits erreichte
Vollendung der deutschen Ausstellung aus und
über den seinen Gefühls, der sich bei den ein-
zelnen Veranstaltungen kundgab. Im „Deutschen
Haus“, dem Sitz des Reichskommissariats, fand
dann noch ein durch wohlgeordnete Musikführ-
ungen belebter Empfang statt. Auch die Frauen-
abtheilung, der Palast, in welchem das Wirken
der Frauen zur anschaulichen Darstellung gelang-
en soll, wurde mit Reden und musikalischen Dar-
bietungen feierlich eröffnet.

Ueber die Reiben der Heimfahrt lassen Sie
sich einen Schleier breiten. Die Verkehrsmittel
waren diesem fabelhaften Andrang nicht gewach-
sen — es gieng überall sehr übel her. Aber ich
möchte nicht mit einem Mißklang schließen, son-
dern vielmehr feststellen, daß die Eröffnungsfest-
lichkeiten trotz aller „wenn“ und „aber“ im gan-
zen und großen doch ein sehr farbenreiches, inter-
essantes und auch gelungenes Bild boten. Freilich
ein amerikanisches Bild, kein europäisches!

